

# Isabel Allende

## Mein erfundenes Land



Suhrkamp

## Ein altes verwunschenes Haus

Meine früheste Erinnerung an Chile ist die an ein Haus, das ich nie gesehen habe. Es spielt die Hauptrolle in meinem ersten Roman, *Das Geisterhaus*, und beherbergt dort die Sippe der Truebas. Diese fiktive Familie gleicht in alarmierender Weise der Familie meiner Mutter – solche Figuren hätte ich nicht erfinden können. Was ja auch nicht nötig war, denn wer eine Familie wie die meine hat, der braucht keine Phantasie. Das »große Eckhaus«, das im Buch auftaucht, ist dem früheren Haus der Familie in der Calle Cueto nachempfunden, in dem meine Mutter geboren wurde und von dem mein Großvater so oft erzählte, daß mir ist, als hätte ich darin gelebt. In Santiago gibt es solche Häuser heute nicht mehr, dort wurden sie verschlungen vom Fortschritt und den vielen Menschen, aber auf dem Land findet man sie noch. Ich sehe es vor mir: weitläufig und schläfrig, altersschwach von Gebrauch und Mißbrauch, mit hohen Decken und schmalen Fenstern und drei Innenhöfen. Im ersten wuchsen Orangenbäume und Jasmin, ein Brunnen plätscherte, im zweiten gab es verwilderte Gemüsebeete und im dritten ein Tohuwabohu von Waschtrögen, Hundezwingern, Hühnerställen und ungesunden Dienstbotenzimmern, dunkel und klamm wie Kerkerzellen. Wer nachts aufs Klo mußte, hatte eine Wanderung vor sich, mußte mit einer Tranlampe in der Hand Windböen und Spinnen wehren und sich taub stellen gegen das Knarren der Dielen und das Tripeln der Mäuse. Das altehrwürdige Gemäuer, mit Eingängen an zwei Straßen, bestand aus Erdgeschoß und Mansarde und beherbergte einen Clan aus Urgroßeltern, allein stehenden Tanten, Vettern, Dienstmädchen, armen Verwandten und Gästen, die sich für immer dort einrichteten und die

niemand wegzuschicken wagte, denn in Chile stehen die »Hausgäste« unter dem Schutz eines sakrosankten Kodex der Gastfreundschaft. Auch das eine oder andere Gespenst von zweifelhafter Echtheit gab es dort; an denen herrscht in meiner Familie kein Mangel. So mancher schwört Stein und Bein, zwischen diesen Mauern hätten die Geister der Verstorbenen gespuht, aber einer meiner betagten Verwandten gestand mir, er habe sich als Kind mit einer alten Militäruniform verkleidet, um Tante Cupertina zu erschrecken. Die Ärmste zweifelte keinen Moment daran, daß ihr nächtlicher Besucher der Geist von Don José Miguel Carrera war – einer der Väter des Vaterlandes –, der sie um Geld für heilige Messen zur Rettung seiner Veteranenseele ersuchte.

Die Geschwister meiner Großmutter, die Barros, waren zu zwölf, alle ziemlich verrückt, aber keiner gemeingefährlich. Auch als sie schon geheiratet hatten, blieben einige von ihnen mit ihren Familien im Haus in der Calle Cueto. Meine Großmutter Isabel, die meinen Großvater Agustín heiratete, blieb ebenfalls. Die beiden lebten nicht nur in diesem Taubenschlag voller kauziger Verwandter, sondern kauften nach dem Tod der Urgroßeltern auch das Haus und zogen dort über Jahre ihre vier Kinder groß. Mein Großvater ließ das Gemäuer zwar renovieren, aber seine Frau litt wegen der Feuchtigkeit in den Wänden an Asthma. Außerdem füllte sich die Nachbarschaft mit Armen, und die »besseren Leute« zogen in Scharen in den Osten der Stadt. Schließlich beugte sich mein Großvater dem gesellschaftlichen Druck und baute ein modernes Haus im Providencia-Viertel, das damals noch außerhalb lag, aber eine vielversprechende Zukunft zu haben schien. Der Mann bewies ein gutes Gespür, binnen weniger Jahre verwandelte sich Providencia in die schickste Wohngegend der Hauptstadt, für einige Zeit jedenfalls, bis die Mittelklasse die Hänge der Hügel hinaufzuklettern begann und die wirklich Reichen in die Kordillere der Anden vorstießen, in Regionen, wo der Kondor nistet.

Heute erstickt Providencia im Verkehrschaos, in einem Gewühl von Geschäften, Büros und Restaurants, und nur noch einige betagte Mieter wohnen dort in altersschwachen Apartmenthäusern, aber zur Zeit meines Großvaters grenzte das Viertel an Ländereien, wo die betuchten Familien kleine Gehöfte für den Sommer besaßen, die Luft rein war und das Leben bukolisch. Von unserem Haus in Providencia werde ich später erzählen. Kehren wir zunächst zurück zu meiner Familie.

Chile ist ein modernes Land mit fünfzehn Millionen Einwohnern, die Stammesmentalität treibt jedoch weiter Blüten. An ihr hat sich trotz der Bevölkerungsexplosion kaum etwas geändert, vor allem auf dem Land schottet sich jede Familie in ihrem kleinen oder größeren Kreis ab. Außerdem teilt sich die Bevölkerung in Klüngel mit gemeinsamen Interessen oder Weltanschauungen. Die Mitglieder eines solchen Klüngels sehen sich ähnlich, kleiden sich gleich, denken und handeln, als stammten sie alle aus derselben Produktserie, protegieren einander naturgemäß und schließen alle anderen aus. Da sind beispielsweise die Landwirte (das heißt die Grundbesitzer, nicht die einfachen Bauern), die Ärzte, die Politiker (gleich welcher Partei), die Unternehmer, das Militär, die Lastwagenfahrer und letztlich alle und jeder. Über diesen Klüngeln steht die Familie, unverletzlich und heilig, niemand entrinnt seinen Pflichten ihr gegenüber. Ein Beispiel: Onkel Ramón ruft mich zu Hause in Kalifornien an, um mir mitzuteilen, daß ein Onkel dritten Grades, den ich nicht kenne, gestorben ist und eine mittellose Tochter zurückgelassen hat. Das Mädchen möchte Krankenschwester werden, kann jedoch die Ausbildung nicht bezahlen. Als Stammesältestem fällt Onkel Ramón nun die Aufgabe zu, sich mit jedem in Verbindung zu setzen, der mit dem Verstorbenen durch Blutsbande verknüpft ist, angefangen bei den nahen Verwandten bis hin zu den fernsten, um die Ausbildung der zukünftigen Krankenschwester zu finan-

zieren. Sich zu verweigern wäre eine schändliche Tat, an die man sich noch Generationen später erinnern würde. Da der Familie bei uns ein so hoher Stellenwert zukommt, habe ich meine als roten Faden für dieses Buch gewählt. Wenn ich mich also über eines ihrer Mitglieder ein wenig verbreite, so hat das sicher einen Grund, und sei es auch nur, daß ich mich selbst dieser Blutsbande vergewissern möchte, die mich zugleich an mein Land binden. Meine Verwandten werden dazu dienen, bestimmte Tugenden und Untugenden des chilenischen Charakters zu illustrieren. Als wissenschaftliche Methode mag das fragwürdig sein, aus dem Blickwinkel der Schriftstellerin birgt es jedoch manchen Vorteil.

Großvater Agustín, der aus einer kleinen, durch den frühen Tod des Vaters verarmten Familie stammt, verliebte sich in das Mädchen Rosa Barros, deren Schönheit gerühmt wurde, aber sie starb vor der Hochzeit unter ungeklärten Umständen. Geblieben sind von ihr nur ein paar sepiafarbene, vom Nebel der Zeit vergilbte Fotografien, auf denen man ihre Züge kaum erahnen kann. Jahre nach ihrem Tod vermählte sich mein Großvater mit Isabel, Rosas jüngerer Schwester. In jener Zeit kannte innerhalb einer bestimmten sozialen Schicht in Santiago jeder jeden, und wenngleich Hochzeiten nicht wie in Indien arrangiert waren, so waren sie doch stets Angelegenheiten der ganzen Familie. Da ihn die Barros schon einmal als Bräutigam für eine ihrer Töchter akzeptiert hatten, erschien es meinem Großvater nur folgerichtig, daß sie es auch ein zweites Mal tun würden.

In jungen Jahren war Großvater Agustín schlank, hatte eine Adlernase, trug den umgeschneiderten schwarzen Anzug seines verstorbenen Vaters und wirkte förmlich und stolz. Er entstammte einer alten kastilisch-baskischen Familie, war aber anders als seine Verwandten mittellos. An seiner Herkunft war nichts zu bemäkeln, nur sein Bruder Jorge gab Anlaß zu Gerede, ein stattlicher junger Mann,

elegant wie ein Märchenprinz, dem eine glänzende Zukunft vorausgesagt wurde und der, begehrt von etlichen jungen Damen im heiratsfähigen Alter, sein Herz ausgerechnet an eine »halbseidene« Frau verlor, womit in Chile nur gemeint ist, daß sie der sich ewig abrackernden unteren Mittelschicht entstammte. In einem anderen Land hätten die beiden womöglich ohne Drama zusammengefunden, aber in der Umgebung, die ihnen beschieden war, wurden sie mit dem Bannfluch belegt. Fünfzig Jahre lang sollte diese Frau Onkel Jorge abgöttisch lieben, aber sie trug eine mottenzerfressene Fuchsstola, färbte ihr Haar karottenrot, rauchte mit lässiger Gebärde und trank Bier aus der Flasche. Damit lieferte sie meiner Urgroßmutter Ester mehr als genug Gründe, ihr den Krieg zu erklären und ihrem Sohn zu verbieten, daß er sie in ihrer Gegenwart auch nur erwähnte. Er fügte sich stumm, aber am Tag nach dem Tod seiner Mutter heiratete er seine Geliebte, die damals schon nicht mehr jung und obendrein lungenkrank war, wenngleich noch immer bezaubernd. Sie liebten sich in der Armut, und nichts konnte sie trennen: Zwei Tage nachdem er von einem Herzanfall hingerafft worden war, fand man sie tot im Bett, eingehüllt in den alten Morgenmantel ihres Mannes.

Über Urgroßmutter Ester sollte ich einige Worte verlieren, denn ich glaube, so manches im Charakter ihrer Nachkommen erklärt sich aus ihrem mächtigen Einfluß, und in gewisser Weise steht sie für die unduldsame Matrone, die man damals wie heute häufig findet. Die Gestalt der Mutter ist bei uns mythisch überhöht, weshalb mich das unterwürfige Verhalten von Onkel Jorge nicht weiter wundert. Von den Chileninnen können die jüdische Mamme und die italienische Mamma noch einiges lernen. Zufällig stieß ich bei meinen Nachforschungen darauf, daß Doña Esters Mann ein schlechtes Händchen für Geschäfte hatte und all sein ererbtes Land und Vermögen verlor; offenbar hatte er Schulden bei seinen eigenen Brüdern. Als er sich ruiniert sah,

## *Inhalt*

Einige Worte vorweg	7
Spannelanges Land	14
Gaumenfreuden, Leierkästen und Zigeuner	23
Ein altes verwünschenes Haus	32
Eine Blätterteigtorte	45
Sirenen mit Blick auf das Meer	58
Mit Gottes Beistand	68
Landschaft der Kindheit	81
Ernste und hochfahrende Leute	89
Von Tugenden und Untugenden	101
Wo das Heimweh entspringt	115
Wirre Jahre der Jugend	128
Der diskrete Charme der Bourgeoisie	140
Ein Hauch von Geschichte	149
Pulver und Blut	164
Chile im Herzen	176
Dieser Ort in meinem Kopf	189
Danksagung	204
Anmerkungen der Übersetzerin	205